**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft
**Band:** 18 (1950-1951)
**Heft:** 11

**Artikel:** Was ist amerikanisch?
**Autor:** Schürch, Ernst
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-758879

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 13.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# WAS IST AMERIKANISCH?

*Von Ernst Schürch*

In betäubendem Tempo scheint die Entwicklung einer der größten Entscheidungen entgegenzutreiben. Ist es nicht, als ob wir in Stromschnellen geraten wären, die Vorboten eines Kataraktes sein können?

Haben wir nicht das Gefühl, die Neuerungen könnten wieder einmal bis in die Grundlage des Daseins hinuntergreifen, wie damals, als das Römerreich zerschlagen wurde und im Rückblick das früher Gewesene als die Antike, die Alte Welt erschien? Drängt nicht unter ungeheuren Krämpfen und Schmerzen eine neue Welt ans Licht? Wes Geistes Kind wird sie sein? Wer wird ihr den Stempel aufprägen?

Wir sehen einstweilen zwei Mächte, gewaltig genug, um die Aufgabe zu unternehmen: die Sowjetunion und die Vereinigten Staaten von Amerika. Von der Frage, wer es sein werde, hängt auch die schweizerische Existenz als unablösbarer Teil der abendländischen Kulturwelt ab. Darum ist Amerika für Europa wichtiger geworden als je, und es ist nötig, daß wir es verstehen. Daran fehlt es weithin. Darum sei hier versucht, herauszuheben, was besonders für Nordamerika, vor allem für die Vereinigten Staaten charakteristisch erscheint. Daraus mag sich im Negativ auch ein Bild unserer Alten Welt ergeben. Erst wenn sich eine Seite in der andern spiegelt, erkennen wir die wesentlichen Unterschiede.

Gibt es denn, so dürfte man vielleicht fragen, in dem aus allen Völkern der Alten Welt zusammengesetzten Gemisch Amerikas etwas, das Europa fremd ist — und gibt es auch nur in unserem West- und Resteuropa etwas, das man als Ganzes Amerika entgegenstellen kann? Wir haben Nationen mit verschiedenen Sprachen und Kulturen, während Nordamerika, bis auf den französischen Teil Kanadas, durch das mächtige Band der englischen Sprache zusammengehalten wird.

Schon die erste lebendige Berührung mit der Neuen Welt kann uns zeigen, daß es dort etwas wirklich Neues gibt.

Es war im letzten Jahr des ersten Weltkrieges. Das Volk der Vereinigten Staaten hatte sich in einen Rausch hineingearbeitet, im

Vorgefühl des nahen Sieges und im Hochgefühl einer Kraftprobe, ob deren Ergebnis die Leute selber erstaunt waren. Da regte sich der Wunsch, diese Leistungen durch «unparteiische, geübte Beobachter», wie sich die Presse ausdrückte, beurteilen zu lassen. Darum wurden sechs schweizerische Journalisten zu einer Fahrt durch die Vereinigten Staaten eingeladen, und es stand ihnen frei, auch mit den Gegnern der Regierung nach Belieben zu verkehren.

Wer rasch emporgestiegen ist und sich in seiner neuen Stellung vielleicht noch nicht recht sicher fühlt, möchte sich gern von andern bestätigt sehen. Ob das mit unserer Einladung etwas zu tun hatte, sei dahingestellt. Aber die Frage: «Wie gefällt es Ihnen, was sagen Sie dazu?» begegnete uns auf Schritt und Tritt.

Sogar in der Wohnung eines Milliardärs. Er hatte an der Loire ein feudales Schloß abbrechen und es am Hudson, äußerlich unverändert, wieder aufstellen lassen. Selbst die Zufahrt wurde gleich gestaltet, so daß ein Wagen, würdig vor dem Burgtor vorzufahren, ein- oder zweimal den Rückwärtsgang einschalten mußte, um die engen Kehren zu nehmen. Der Hausherr zeigte uns auch seine Bibliothek und fragte mich dann unversehens, was ich davon halte. Da ich nicht gleich mit der Antwort bereit war, sagte er: «Sie haben recht, es ist zu protzig, ich lasse alles wieder hinausreißen.» Er nannte zwei englische Kunsthistoriker, die ihn beraten hatten und fragte, ob wir bessere Fachleute wüßten. — Die Frage galt übrigens nicht etwa den Büchern, sondern nur den Büchergestellen.

Auch heute noch wird der Europäer oft gefragt: «Wie gefällt es Ihnen bei uns?», und wenn er in Texas gefragt wird, so wird er gut tun, zu antworten: «I like it fine.» Aber täuschen wir uns nicht! Die Frage, was Europa von Amerika denke, ist bei ferne nicht mehr so wichtig wie die Gegenfrage: «Was denkt Amerika von Europa?» Diese Frage kann mit Schicksal geladen sein. Das ist der Unterschied zwischen 1918 und 1951.

Wir schifften uns an Bord eines französischen Hilfskreuzers ein und fuhren auf einem wegen der deutschen U-Boote gewählten Umweg nach Neuyork, wo eine wimmelnde, winkende Menschenmenge die Landungsstelle belagerte. Als wir die lange Brücke hinunterstiegen, sang eine starke, wohltönende Männerstimme über die Köpfe des Publikums hin:

«Salut, glaciers sublîmes,
Vous qui touchez aux cieux,
Nous saluons vos cîmes
Avec un cœur joyeux.»

Wir Hirtenknaben folgten natürlich der vertrauten Weise unseres Liedes «Wo Berge sich erheben». Da stieg ein Herr von einem Lampenpfosten herunter, breitete die Arme aus und rief: «Da kommen sie, meine Schweizer!» Er stellte sich vor als der vom Präsidenten der Vereinigten Staaten mit unserem Empfang auf amerikanischem Boden Beauftragte. Es war eine vornehme Erscheinung, ein Finanzjurist aus Wallstreet. Einen solchen Auftrag erhält nicht der Erstbeste. Er sagte, leider habe man vergessen, ein Erkennungszeichen abzumachen. Da habe er gedacht, am besten steige er etwas in die Höhe und singe ein Schweizerlied, das er als Knabe in Lausanne gelernt habe. «Und da sind Sie ja!»

Man suche nun die Rollen zu vertauschen. Angenommen, unser Bundesrat lade amerikanische Zeitungsleute zu einem Besuch der Schweiz ein und beauftrage einen Basler Finanzmann, sie auf unserem Boden zu begrüßen. Würde nun dieser Herr, um im herbeiströmenden Volk seine Leute herauszufinden und sich selber kenntlich zu machen, würde etwa ein Schwergewicht vom Schweizerischen Bankverein einen Kandelaber erklettern und den Yankee Doodle singen? Niemals, nicht einmal an der Fastnacht.

Ich könnte mir etwas Derartiges in keinem Lande Europas vorstellen, von Spanien bis hinauf nach Schweden. Europäer wären zu alt, um auf eine so knabenhafte Idee zu verfallen, und sie würden damit ihrer Würde schaden. Dabei war es das Gescheiteste, was unser Betreuer tun konnte. Und wie es einem fremden Gast zumute wird, wenn ihm Amerika zum Empfang sein «fröhliches Herz» entgegensingt, das wird nachzufühlen sein.

Der Verkehrston ist drüben jugendlicher und munterer. Wo Menschen auf neuem Boden ein neues Dasein erkämpfen mußten, da galt einer, was er leistete, und es entwickelte sich ein kameradschaftlich-fröhlicher Geist. Man mag die Gewohnheit, immer zu lächeln, wenig geistreich finden. Aber wer an seinem tiefsinnigen oder gar trübseligen Gesicht als Europäer erkannt wird, von dem weiß man eigentlich doch noch nicht, wie groß sein Geist sei.

Die schlicht-natürliche Weise, wie sich alles begegnet, macht gewöhnlich dem europäischen Besucher den ersten starken Eindruck. Ob in einer Hotelhalle oder in einem Zug oder Flugzeug, man ist gleich im Gespräch mit wem man will, und es braucht wenig, um mit dem Vornamen angesprochen und auf den Rücken geklopft zu werden, sogar von der Polizei. Es fehlt das ängstliche Mißtrauen vor dem Mitmenschen, das hinter europäischer Zurückhaltung stecken kann. Sehen Sie, wie man sich hier mit hohen, scharf zugespitzten eisernen Palisaden gegen die öffentliche Straße und zwischen Nachbar und Nachbar verschanzt!

In Amerika kann man noch in einer wirklichen Gartenstadt spazieren, einer Stadt in einem einzigen Garten, ohne Zäune zwischen dem öffentlichen und dem Privatboden oder gar zwischen den Anstößern, und wer zur Abwechslung auf den Privatpfaden wandeln will, um die Blumenpracht zu bewundern, mit der sich die Leute gegenseitig überbieten, der ist willkommen. Das kann man gerade im Mittelwesten sehen, deren Kleinstädte durch Sinclair Lewis wegen ihrer Spießbürgerlichkeit weltbekannt geworden sind.

Offenheit charakterisiert den amerikanischen Menschen. Man findet sie in allerlei Gestalt, und wenn sie die Form der offenen Hand annimmt, dann weiß sie auch Europa zu schätzen. Manchmal vergißt man aber, anständig davon zu denken. Und dann kann man sogar von einer Kanzel herunter das sonderbare Gleichnis hören: ob uns Rußland an einem hänfenen Strick oder Amerika an einer seidenen Krawatte hänge, komme aufs gleiche heraus. Inzwischen hat die offene Hand auf Kosten des amerikanischen Steuerzahlers die europäischen Volkswirtschaften wieder auf die Beine gestellt und übrigens schon im ersten Weltkrieg Millionen Europäer vor dem Verhungern gerettet. Ich sprach mit Zeugen aus dem besetzten Belgien und Nordfrankreich, ich denke an die Aktion Herbert Hoovers und die in aller Stille vollbrachten gewaltigen Leistungen der amerikanischen Quäker.

Aber es ist auf Erden so eingerichtet, daß alles Große auch große Schatten wirft, solange wir im Fleische und nicht etwa in einem Astralleib wandeln. Solche Schatten der amerikanischen Offenheit fanden wir in der Presse. Ihre Indiskretion übersteigt unsere Vorstellungen vom Schicklichen. Wer im Licht der Oeffentlichkeit steht, muß sich auch in seine privaten Angelegenheiten hereinzünden lassen. Ich will mich nicht beklagen; denn die Zeitungsnachricht, der Präsident des Stahltrusts sei leicht erkältet, veranlaßte unsern Landsmann August Benziger, damals Hofmaler der obern Fünfhundert, uns zu melden, vielleicht sei jener Gewaltige nun zu Hause und wir könnten bei ihm eingeführt werden. So verdankten wir dem Umstand, daß eine große Zeitung den Pfnüsel eines Industriekapitäns als fit to print, des Druckes wert, erachtet hatte, jene Begegnung im ausgewanderten französischen Schloß.

Man lebt mehr als bei uns außerhalb des Hauses. Ein Franzose belehrte uns: «N'oubliez jamais que ce sont des méridionaux.» (Neuyork liegt auf der geographischen Breite von Neapel.) Daher, so meinte er, die Freude am Lauten. Zur Einleitung eines Anleihensfeldzuges versprach Neuyork seinen Bürgern und Gästen the biggest noise in the world, den größten Lärm der Welt loszulassen. So boyish ist man dort drüben.

Der Mangel an Argwohn, die Zutraulichkeit sind sicherlich eine Wirkung des vielleicht stärksten Grundzuges im Charakter Amerikas, und es wird schwer sein, diesem Grundzug anders als mit dem Wort *Menschlichkeit* gerecht zu werden. Nicht umsonst sind die Amerikaner in der Verkündigung der Menschenrechte weit vorausgegangen. Hier hatten Glaubensflüchtlinge verschiedenster Bekenntnisse ein großes Gemeinsames gefunden: die Glaubens- und Gewissensfreiheit, aus der direkt oder mittelbar die andern Menschenrechte hervorgegangen sind. Die gemeinsamen Ideale sind nicht die letzten jener Kräfte, die aus einem amorphen Gemenge verschiedenartigster Menschen eine Nation machten. Ein Blick in den Schmelztiegel beweist das.

Es war in einer Volksschule in Brooklyn, wo Kinder von Einwanderern, die noch nicht ganz amerikanisiert waren, zusammen über die Länder der Welt und die Aufgabe Amerikas (im Sinne Wilsons) diskutierten. Der Lehrer (ein Deutscher) sagte: «Mit diesen Kindern erziehen wir ihre Eltern.» Es war Wochenende, und die Schule trat unter dem Sternenbanner an; die Kinder legten die Hand an die Stirne und sprachen im Chor: «Ich gelobe Treue meiner Fahne und der Republik, für die sie steht, *eine* Nation, unteilbar und mit Freiheit und Gerechtigkeit für alle.» «Meine Fahne» — es ist eine große Ehre für den Knaben oder das Mädchen, die Schulfahne tragen zu dürfen. Die Fahne steht an Stelle des fehlenden Namens eines Staatswesens, das mit dem amtlichen Titel «Vereinigte Staaten von Amerika» nur beschrieben und nicht benannt ist. Die Fahne ist das Sinnbild von Freiheit und Gerechtigkeit für alle.

Was Freiheit und Gerechtigkeit für Menschen, die in der Alten Welt einem Druck, einer Not, einer Verfolgung oder auch nur den Folgen eigenen Verhaltens entflohen sind, ganz persönlich bedeuten und wie die nationalen Ideale, die ihnen in einer kleinen Originalverpackung geboten werden, in Kinderherzen Wurzel schlagen müssen, ist wohl zu erraten.

Wir wissen, was das Riesenstandbild der Liberty, die vor dem Hafen von Neuyork ihre Fackel emporreckt, auch für Amerikaschweizer bedeutet, die nach einem Besuch in Europa zurückkehren; es sind nicht selten Menschen mit einem doppelten Heimweh, einem nach der Alten und einem nach der Neuen Welt.

Der Staat ist um der Menschen willen da, um ihnen Freiheit und Gerechtigkeit zu gewähren. Was bedeutet das in einer Zeit, die weithin zurückgefallen ist in das pharaonische Zeitalter der Zwangsarbeit von Staatssklaven, wo auch die Justiz zum bloßen Werkzeug der Staatsgewalt entwürdigt ist und keinen Schutz, kein Recht der

Menschen gegen den Staat kennt! In Amerika ist das richterliche Amt so gestellt, daß es die verfassungsmäßigen Rechte der Bürger selbst gegen Bundesgesetze unbedingt schützt. Klar zu erkennen ist hier der christliche Ursprung von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. «Hier ist weder Jude noch Grieche, weder Herr noch Knecht.»

Aber vielleicht gibt es *Neger,* wird man einwerfen. Gewiß ist nichts vollkommen, auch nicht Menschen- und Bürgerrechte. Wie sich der gegenwärtige Präsident bemüht, auch auf die Gefahr politischer Verluste hin die Farbigen in den vollen Genuß der Gleichberechtigung zu setzen, ist bekannt, weniger, daß die gewaltig fortschreitende Industrialisierung der Südstaaten den Ausgleich zwischen Schwarz und Weiß fördert.

Indessen führt die hohe Idee, daß der Staat des Menschen wegen da ist, doch wieder zu bösen Folgen. Nach einem Wahlkampf gilt: «Die Beute dem Sieger!» Zur Beute gehören dann oft einträgliche Aemter und Ehrenstellen bis hinaus zu den Ambassadorenposten. Vielleicht hat das zu dem volkstümlichen Verdacht beigetragen, daß die eigene Diplomatie den Ränken der europäischen nicht gewachsen sei. Solange sich die Vereinigten Staaten an die Mahnung ihres ersten Präsidenten halten konnten, sie sollten sich vor fremden Verwicklungen hüten (es ist die gleiche Warnung, die uns Niklaus von der Flüh hinterlassen hat: «Hütet euch vor fremden Händeln!»), war die Diplomatie nicht sehr wichtig. Seit Amerika an erster Stelle für das Schicksal der Welt verantwortlich geworden ist, hat es auch für eine sachgenügende Vertretung gesorgt. Nur ist die Außenpolitik in ungewöhnlichem Maß den Stößen des Parteikampfes ausgesetzt.

Die städtische Politik hat nicht selten zu einer eigentlichen Ausbeutung des Gemeinwesens durch die Sieger geführt. Die amerikanische Sprache hat nicht zufällig eigene Ausdrücke für gewisse Formen der Fäulnis entwickelt. Die Presse gibt allen üblen Erscheinungen unbeschränkte Publizität; sie haben Nachrichtenwert, sind also nicht selbstverständlich, wie das in gewissen Ländern angenommen wird. Der Kampf um die Sauberkeit ist nicht weniger zäh, als irgendein Unrat in einem Winkel der Verwaltung. Der Gangster scheint man in erfreulichem Maß Meister geworden zu sein. Ob für immer, das ist eine andere Frage.

Den Frauen ist es vor allem zu verdanken, daß die Verwaltungszweige, die nichts einbringen, nicht mehr vernachlässigt werden, wie die Straßenreinigung, die Lebensmittelpolizei, die öffentliche Schule und Fürsorge. Auf Gemeindeboden hat sich die Ameri-

kanerin ihre politischen Ausweise geholt. Wir sahen sie 1918 zum erstenmal das volle Aktivbürgerrecht ausüben.

Der *menschliche Grundzug* des Staates gibt dem kleinen Mann das Gefühl der Gleichwertigkeit. So groß die Unterschiede im Besitz auch sind, so ist doch die soziale Kluft geringer als in der Alten Welt. Es fällt auch Schweizern auf, wie frei und unbefangen sie von Leuten in bescheidener Stellung angesprochen werden. Als ich vor unserem Empfang im Weißen Hause bei einem Schuhputzer vorsprach, verstand er gleich, um was es ging, und während er seiner Arbeit oblag, fragte er: «Man hört allerlei über unsern Präsidenten. Was denken Sie als Ausländer von Mister Wilson?» Ich sagte, ich möchte ihn zuerst kennenlernen. Und er: «Well, da haben Sie vermutlich recht.»

Ja, warum soll ein amerikanischer Bürger nicht irgendwen irgend etwas fragen dürfen? Nur ... wo in aller Welt findet man sonst noch Schuhputzer, die so fragen?

Man sehe, wie Amerikaner geringen Standes an einer europäischen Grenze ihren Paß vorweisen. Mir schien mehr als einmal diese Gebärde etwas vom Stolz des paulinischen «civis romanus sum» auszudrücken.

Unser Sprichwort «Arbeit schändet nicht» ist in Amerika wahrer als an seinem Ursprung. Selbstverständlich für eine Nation, die im harten Kampf um das Dasein des Einzelnen entstanden ist. Es gehört sozusagen zu den Quartiers de noblesse eines groß Gewordenen oder doch hoch Gestiegenen, sagen zu können, er habe als Zeitungsjunge oder Handlanger angefangen. Solche Leute werden dann als Zeugen dafür genommen, daß jeder Amerikaner in seiner Weise den Marschallstab im Tornister trage, und darum kann auch der kleine Mann stolz sein auf einen Emporkömmling. *Eine* Untugend ist in der Neuen Welt sicher seltener als in der Alten: der gemeine *Neid.* Sonst freilich reicht die Spannweite des amerikanischen Adlers weit, auch in der Richtung «gut — böse».

Wie der Amerikaner seine Arbeit ehrt, sieht man an seinem Werkzeug. In der größten Messerschmiede, den Zwillingswerken in Solingen, hielt uns einst deren Generaldirektor einen kleinen Vortrag über Völkerpsychologie, ausgedrückt in Messern. Unter allen Metzgern der Welt verlangt nur der amerikanische eine schön ornamentierte Scheide zu seinem Werkzeug.

Wichtig ist vor allem die Einstellung zur *Maschine.* Man beachte den Unterschied. In Europa spricht man von der *arbeitsparenden* Technik, in Amerika sieht man zuerst, daß die Maschine den Arbeitsertrag erhöht. Bei uns (ich erinnere an den Fabrikbrand von Uster) fürchtet eine Belegschaft, durch technische Fort-

schritte brotlos zu werden. Ich sah die Docker von Genua die neusten Installationen lahmlegen, damit die Ladungen nach wie vor durch Träger gelöscht werden müßten. Dieser Widerstand spielt in Amerika keine Rolle. Die Folgen sind von gewaltiger Bedeutung für alle Welt. Nur ein Beispiel. Dank der Technik entfällt auf den amerikanischen Bergmann sechsmal mehr an geförderter Kohle als in England.

Was haben die überflüssig Gewordenen getan? Man glaubt es erraten zu können: sie gingen vermutlich in die Maschinenfabriken, die nun um so mehr zu tun bekamen. Der Begriff des festen Berufes wie auch des festen Wohnsitzes ist in der alles umwirbelnden Wirtschaft nicht halb so wichtig wie bei uns.

Das Gesamtergebnis ist eine Produktionskraft, die in zwei Weltkriegen durchgeschlagen hat, und auf die man heute die Hoffnungen Europas setzt. Die Lebenshaltung vor allem der Industriearbeiterschaft hat eine Höhe erreicht wie nirgends anderswo, und es gelang, den innern Markt so zu entwickeln, daß die Vereinigten Staaten von der Ausfuhr viel weniger abhängig sind als England oder gar die Schweiz. Ich lese, daß nach letzten Erhebungen nur etwa sechs Prozent der Produktion in den Export ging. Das sollten sich diejenigen überlegen, die glauben, Amerika müsse, um nicht in seiner Gütermenge zu ersticken, die Konkurrenz in aller Welt erwürgen. (Ist das etwa der Sinn der seidenen Krawatte?) Wer aber wird seine Kunden erdrosseln wollen? Die längst erklärte Wirtschaftspolitik der Vereinigten Staaten geht im Gegenteil auf Entwicklung rückständiger Gebiete und Hebung des Lebensstandards aller Völker. Das ist die proklamierte «Freiheit von Not». Dadurch hofft man auch dem Kommunismus entgegenzuwirken, der zum Beispiel in China aus dem Elend der Massen entstanden ist.

Für die Entwicklung der Technik blieb die *efficiency,* der Leistungsertrag, maßgebend. Das ist eine Seite des allumfassenden *Utilitarismus,* der sich aus den Bedürfnissen von Einwanderern leicht erklärt und der einen rationalistischen Zug erzeugt hat.

Wo sich nun der allgegenwärtige Materialismus dazugesellt, da mag die Meinung aufkommen, alles sei zu kaufen, auch der Mensch, und was keinen Preis habe, das habe auch keinen Wert. Geld regiere die Welt. Das wird vor allem von «Dollarika» behauptet. Es gilt indessen von Amerika nicht mehr als unter andern Himmelsstrichen, und das verächtliche Einschätzen immaterieller Güter, wie es etwa im Spruch: «Wat ick mir dafor koofe?» ausgedrückt wird, ist in aller Welt bekannt. Auf die Frage: Was ist der Mann wert? hört man auch bei uns mit einem Vermögensbetrag antworten.

Hat einer aber wirklich zuviel, so pflegt ihm die öffentliche Meinung einen Teil für allgemeine Zwecke abzunehmen, und so entstehen die Stiftungen, die an die Namen Rockefeller, Carnegie, Mellon, Ford und so weiter geknüpft sind, im Gesamtbetrag von mehr als fünf Milliarden Dollar, alles für erzieherische, wissenschaftliche, medizinische, humanitäre Zwecke, auch für die Förderung des Friedensgedankens. Was das für die Forschung, die Bekämpfung der Malaria und so weiter zugunsten aller Menschen bedeutet, will ich nicht schildern. Auch das ökumenische Institut in Genf wird von einer amerikanischen Stiftung aufrechterhalten.

Die Frage nach dem Nutzertrag ist vielleicht selbst in der *Religion* zu finden: kein Bibelwort wird in Amerika besser verstanden, als «An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen». Verschiedene Gemeinschaften werben in aller Welt vornehmlich mit Hinweisen auf die feststellbaren Wirkungen des Glaubens. Ihr Missionsdrang läßt vermuten, daß das religiöse Moment eine Bedeutung im amerikanischen Leben hat, die ich nicht bewerten kann. Ich verweise auf Prof. Adolf Kellers «Amerikanisches Christentum heute» und «Unbekanntes Amerika».

Zunächst einige äußerliche Wahrnehmungen. In den Hotelzimmern fanden wir regelmäßig die Heilige Schrift aufgelegt. So auch in Anwaltsbüros in Wallstreet. Ob ein Buchzeichen dort eingeschoben war, wo das Gleichnis vom Kamel und Nadelöhr zu lesen steht, habe ich nicht untersucht. Mag sein, daß das alles zur «respectability» gehört. Wie kommt aber ein Staat, der keine Staatskirche kennen kann, zu einem Hauskaplan des Kapitols, der auch rein formale Sitzungen mit Gebet eröffnet? Welcher Glaubensgemeinschaft kann er angehören? Ich weiß es nicht, lasse mir aber durch Prof. Keller sagen, daß diese Einrichtung schon auf George Washington zurückgeht. Die Seelsorge in den Truppen wird geleitet durch Offiziere im Generals- und Admiralsrang. Es gibt staatliche Kurse für Geistliche der Truppen. Kürzlich hat der Präsident ein Denkmal für vier gefallene Feldprediger eingeweiht: zwei Protestanten, einen Katholiken und einen Juden. 1918 war auf dem verkehrsreichsten Platz von Neuyork ein Freiheitsaltar errichtet, vor dem alle Bekenntnisse durch ihre obersten Leiter ihre Gebete sprachen, vom römischen Kardinalerzbischof bis zum Oberrabbiner. Statt daß die Konfessionen den Staat zu sprengen drohten, schien der Staat sie zusammenzuführen, wenn diesmal auch nur im Zeichen einer Staatsanleihe.

Von einer Erscheinung muß hier besonders die Rede sein, weil sie vor allem ausgesprochen amerikanisch ist, aber auch, weil sie eine Bedeutung erlangt hat, an der vorbeizuschauen einem Jour-

nalisten nicht mehr erlaubt scheint, namentlich dann nicht, wenn man es als unsere Aufgabe ansieht, die Zeichen der Zeit zu erkennen.

Es ist die sogenannte *Moralische Aufrüstung,* wegen ihres wichtigsten Brennpunktes auch die Bewegung von *Caux* genannt. Es ist keine Kirche, keine Sekte, keine Gemeinde, keine Mitgliedschaft, sondern nur eine Bewegung, geführt durch Inspiration und gestützt auf vier Gebote aus der Bergpredigt.

Das *Widersprüchliche* in der menschlichen Natur, die zwei Seelen in der Brust, der gute und der böse Geist, die sich die Herrschaft über den Menschen streitig machen, das ist in Europa wohl zumeist von der schlimmen Seite gedeutet worden:

Plus on connaît l'homme, plus on comprend que c'est un monstre incompréhensible.
L'homme n'est ni ange ni bête, et le malheur veut que qui veut faire l'ange, fait la bête.
Il suffit de se connaître pour se détester.

Ein Amerikaner schweizerischer Abstammung, *Dr. Frank Buchmann,* ist als Optimist an das Rätsel Mensch herangegangen. Er sieht in einem jeden vorab das Gute, und zwar überall dasselbe, und damit die Möglichkeit für einen jeden, sich im Sinn des Guten zu wandeln. Im Bösen verfeinden sich die Menschen, im Guten verstehen sie sich, vertrauen sich, verbrüdern sich. Daraus wird eine Bewegung für den *Frieden,* der beim Menschen einsetzt, auf die Gesellschaft ausstrahlt, die Völker und am Ende die Welt gewinnen will. So hoch sind die Ziele gesteckt. «Für eine Neue Welt» heißt ein Buchmannsches Werk, «The world rebuilt» eins des englischen Schriftstellers Peter Howard.

Mutet schon solch jugendlich stürmischer Optimismus amerikanisch an, so erst recht die Einfachheit der geistigen Grundlage. Wir dürfen die Gefahr der Standardisierung des Denkens wie des Lebens, in der sich die amerikanische Art der Vermassung kundgibt, nicht unterschätzen. Die Bewegung von Caux will das Christentum aber nur aktivieren, indem sie der Lehre einige Gebote entnimmt, um sie im Werktag durchzusetzen. Prof. Emil Brunner sagt von Buchmann, er sei nicht ein großer Theologe, aber ein großer Seelsorger. Nun scheint es amerikanisch zu sein, den Wert einer Theologie eben in der Seelsorge zu erkennen, und eine Handvoll *praktiziertes* Christentum so hoch zu schätzen, wie einen Band voll Wissenschaft über Christus.

Ueber die *Früchte,* an denen sich die Bewegung erkennen lassen

möchte, ist hier nicht zu reden. Die Anfänge eines solchen Unternehmens mögen an dessen Ziel gemessen noch recht klein sein. Da hier aber das speziell Amerikanische gesucht wird, so dürfen wir fragen, wie das amtliche Amerika das Werk von Caux bewertet.

Senator *Truman,* der gegenwärtige Präsident, war während des letzten Krieges Vorsitzender einer Kommission, die die Heimatfront abklopfte. Nach langen Untersuchungen kam er, wie er berichtete, stolz und voll Sorgen zurück. Stolz auf die Leistungen der Industrie und ihrer Arbeiter (man hatte wieder, wie früher, Industrielle, die sich im Wettbewerb der freien Wirtschaft bewährt hatten, an die Spitze der zusammengefaßten Kriegsökonomie gestellt und so die besten Kräfte der Lenkung dienstbar gemacht), aber voller Sorgen wegen eines drohenden Kampfes ums Ganze, Klasse gegen Klasse, mit Extremisten auf beiden Seiten. Er verwies dann auf die «Moralische Aufrüstung» und erklärte wörtlich: «Wir brauchen diesen Geist in der Industrie. Wir brauchen ihn in der Nation. Nimmt Amerika diesen Geist nicht in sich auf, dann können wir glücklich sein, den Krieg zu gewinnen, und sicher, den Frieden zu verlieren. Mit diesem Geist aber ist das, was wir für Amerika und Amerika für die Welt tun können, ohne Grenzen.» Es wurde von amtlicher Stelle bezeugt, daß die «MRA die wirksamste Kraft der Versöhnung in der Industrie» sei.

1949 sandte das Repräsentantenhaus eine Kommission in einem Militärflugzeug nach Europa, um die Tätigkeit der Bewegung zu prüfen. Die Deputierten berichteten über Caux, daß hier «eine sehr kraftvolle Aktion eingesetzt habe, um dem *Kommunismus* in Europa zu begegnen». Das Justizdepartement bezeugte: «Die Moralische Aufrüstung ist eine Weltkraft, die bezweckt, die freien Nationen für den heute in aller Welt entbrannten ideologischen Kampf geistig genügend zu rüsten. Ihre Ziele werden vom Departement als nützlich und würdig zur Stärkung der Demokratischen Kräfte in der ganzen Welt anerkannt.»

Dem entsprach der ehrenvolle Empfang der Vertreter von Caux im Kongreß während der Konferenz, die um Neujahr 1951 in Washington tagte. Der Senat erhob sich zu Ehren seiner Gäste.

Es fehlt auch in der Alten Welt nicht an Anerkennung durch verantwortliche Staatsmänner, Generäle, Industrie- und Gewerkschaftsführer, Kirchenmänner. Wenn Frankreich dem Leiter der Bewegung von Caux das Kreuz der Ehrenlegion in die Ruhr brachte, wohin er von der deutschen Regierung gerufen worden war, dann geschah es nicht, um eine weltfremde Schwärmerei auszuzeichnen, und wenn der französische Außenminister ein Buch von Dr. Frank Buchmann mit dem aus der Theorie der Bewegung geschöpften

Satz einleitete, man müsse nicht die Politik, sondern die Menschen ändern, dann braucht man nicht zu vermuten, wie Robert Schumann I ein Romantiker der Musik, so sei Robert Schuman II vielleicht ein Romantiker der Politik. Es geht um harte Tatsachen, um die Erfolge der Versöhnung in Arbeitskonflikten, und nicht zuletzt um eine erfolgreiche menschliche Auseinandersetzung mit kommunistischen Vorkämpfern, die nun zu glühenden Bekennern eines stärkern Glaubens geworden sind.

Die «Moralische Aufrüstung» ist jedenfalls ein Warnsignal, für einige auch schon ein Lichtblick in düsterer Zeit. Der äußerste Gegensatz des Materialismus wird hier auf den Schild erhoben. Auch das liegt im Bereich Amerikas. Ob die politische Funktion, die sich von selber eingestellt hat, der Bewegung gefährlich werden könne, darüber gibt es nur Vermutungen.

Der amerikanische *Hochkapitalismus* gilt weithin als eine besonders unmenschliche Form des Materialismus. Indessen ist der Materialismus als Geschichtsauffassung, als Wirtschafts- und Gesellschaftslehre, als Philosophie westeuropäisch, begründet durch Marx und Engels. Er hat sich im Bolschewismus zum totalen Staat, zur Staatsreligion mit einem unfehlbaren Oberhaupt entwickelt, zu einem Eroberungsglauben ähnlich dem jungen Islam. In den Vereinigten Staaten aber findet man den Marxismus nur als machtlosen Fremdkörper.

So gewaltig und gelegentlich gewalttätig amerikanische Gewerkschaften auch auftreten können, von einem Sturz des kapitalistischen Systems wollen sie aus handgreiflichen Gründen nichts wissen. Dagegen möchten sie einen Wechsel in der Führung erkämpfen.

Bei uns kommen manche Leute mit Mühe von einer Matrize los, die vor hundert Jahren ausgestanzt worden ist, und die sie derart vor die Augen gebunden haben, daß sie nur das sehen können, was ihnen ein Loch zu sehen erlaubt. Es ist die marxistische Formel. Unter dem Kapitalismus gilt demnach nichts als der Profit. Ihm zuliebe werden Arbeiter auf die Gasse geworfen, wo sie als «Reservearmee» zum Lohndrücken dienen. Da das Produktionssystem auch das geistige Leben und die Staatsform bestimmt, so braucht man im Hintergrund eine alles regierende Gewalt, den Gott Mammon, hier unter dem mystischen Schrecken erregenden Namen «Wallstreet» bekannt. Dort, so schreibt einer, der seinen Lesern das Gruseln beibringen möchte, sitze die Macht, an deren Fäden die Hampelmänner auf der politischen Bühne agieren. Dort werden neben den Kursen auch die Valuten jongliert, wie es den Weltherrschaftsplänen entspreche.

Truman ist aber keineswegs als Kandidat der Finanzgewaltigen, sondern als Vertrauensmann der Arbeiter und Bauern zum Präsidenten gewählt worden. Henry Ford I, der mit 30 Jahren noch Mechaniker war und dann zum reichsten Mann der Welt aufstieg, stand jederzeit im Kampf mit Wallstreet, dem Finanzkapital, dem er das arbeitende Industriekapital entgegensetzte, und er hat es zustande gebracht, seine Betriebe durch Selbstfinanzierung ohne Hilfe des Geldmarktes zu entwickeln, ein Beispiel, das Schule gemacht haben soll.

Gegen die Monopolgefahr in der Industrie hat man seit Jahrzehnten legiferiert, auch von republikanischer Seite. Gegenwärtig hört man am meisten über den Monopolzwang der Gewerkschaften klagen. Jedenfalls machen die kleinen und mittleren Betriebe immer noch den größten Teil der amerikanischen Industrie aus.

Ein Industriekapitän hat uns zugerufen: «Dieses Land kann nicht stillestehn.» Das gilt auch von der innern Struktur der kapitalistischen Wirtschaft.

Vor einigen Jahren konnte man in der amerikanischen Presse lesen, das Zeitalter des Kapitalisten sei vorbei, man sei in die Aera des Managers eingetreten. Die wirtschaftlichen Beziehungen seien so ausgedehnt und hätten sich so verflochten, daß ein gewöhnlicher Aktionär die Uebersicht verloren habe: die Zügel liegen mehr und mehr in den Händen der Betriebsleitung. Nun mag ein Aktionär, der nichts ist als Geldmensch, bei schlechtem Geschäftsgang bereit sein, eine Fabrik zu schließen, um sein Kapital einträglicher anzulegen. Der Direktor aber hat ein natürliches Interesse, den Betrieb durch einen Engpaß durchzuschleusen. Er ist mit der Arbeit für die Unternehmung menschlich verbunden.

Man sieht auch sonst den *menschlichen Zug* im amerikanischen Charakter wirtschaftlich wirksam werden. Es ist die Humanisierung der Arbeit. Der Schweizer Ingenieur *Alfons Hättenschwyler* hat diese «Rückkehr zum Menschen» geschildert. Er arbeitete elf Jahre in der amerikanischen Industrie. In mittleren und kleinern Betrieben mache man, so schreibt er, den Menschen aus einem Mittel der Produktion zu ihrer Mitte. Da ein zufriedener Arbeiter mehr und Besseres leistet als ein unzufriedener, hat man weitschichtige Erhebungen durchgeführt und festgestellt, daß unter den Wünschen der Belegschaften die würdige Behandlung durch die Vorgesetzten an erster, die Höhe des Lohnes erst an fünfter Stelle stand. (Nun sind die Löhne allerdings so, daß das Parkieren der Arbeiterautos zu einem Problem geworden ist.)

An allen leitenden Universitäten sind Vorlesungen und Kurse über «menschliche Beziehungen» eingeführt, in Chicago für Unter-

nehmer und Arbeiter gemeinschaftlich. Wer in einem Betrieb Untergebene hat, der soll systematisch in der Menschenbehandlung ausgebildet werden. Oft ist der Vorarbeiter, mit dem die Leute unmittelbar zu tun haben, wichtiger für ihr Wohlbefinden als der Generaldirektor.

*

Alle Kräfte sind in diesem unruhigen Lande unausgesetzt in Bewegung. Und es menschelt oben und unten. Dafür wird aber auch kein Sterblicher zum Staatsgötzen erhoben, keiner mit Unfehlbarkeit und Allwissenheit abergläubisch ausgestattet. Ist es nicht besser, wenn es menschelt, als wenn eine kaltschnauzige Staatsraison die Menschen und die Menschlichkeit nach Belieben zertritt, sie nach materialistischer Konsequenz als Material zum Aufbau einer neuen Welt rücksichtslos verwendet, der eisernen Logik eines Planes zuliebe? Eine solche Behandlung widerspricht bei all ihrer Folgerichtigkeit doch dem Leben. Das Leben ist nicht logisch. Im Gegenteil: biologisch.

Die ungeheure Mannigfaltigkeit all dessen, was in Amerika zu finden ist, immerzu gärt, zuweilen Blasen treibt, aber auch von machtvollen Grundwellen emporgetragen wird, läßt natürlich auch die altweltlichen Urteile verschieden lauten. Amerika hat in seinem Standardisierungstrieb eine Menge von Schlagwörtern gezeitigt, die uns das eigene Denken nicht ersparen dürfen. Wir denken aber doch, daß eine dieser bequemen Formeln auch für das Urteilen über Amerika zu brauchen ist. Sie stammt aus der Geisteswelt der «Moralischen Aufrüstung» und lautet:

«Es kommt nicht darauf an, wer recht hat, sondern darauf, was recht ist.»